

**HEYNE** <

### *Das Buch*

»Gestatten, mein Name ist Mercedes Thompson, und ich bin kein Werwolf ...«

Automechanikerin Mercy Thompson hat mehr als ein Problem zu bewältigen: Sie ist immer noch damit beschäftigt, ihre Beziehung mit Adam zu vertiefen und einen Platz in seinem Werwolfrudel zu finden. Was sich als schier unmöglich herausstellt – zumindest wenn man, wie Mercy, ein Kojote ist. Zudem muss sie sich um ihren Kumpel Sam kümmern, der Selbstmordabsichten hegt, was nicht nur für ihn und seinen Wolf, sondern für die gesamten Tri-Cities katastrophale Folgen hätte! Richtig kompliziert wird es, als Mercy versäumt, ein mächtiges Buch, die Leihgabe des Feenvolks, rechtzeitig zurückzugeben. Denn das Buch enthält uralte Geheimnisse und darf unter keinen Umständen in die falschen Hände geraten. Da das Feenvolk bereit ist, jeden Preis zu bezahlen, um das Buch zurückzubekommen, ist es gut möglich, dass dieser Preis Mercys Leben ist ...

### Die MERCY-THOMPSON-Serie

*Erster Roman:* Ruf des Mondes

*Zweiter Roman:* Bann des Blutes

*Dritter Roman:* Spur der Nacht

*Vierter Roman:* Zeit der Jäger

*Fünfter Roman:* Zeichen des Silbers

### Die ALPHA & OMEGA-Serie

*Erster Roman:* Schatten des Wolfes

*Zweiter Roman:* Spiel der Wölfe

### *Die Autorin*

Patricia Briggs, Jahrgang 1965, wuchs in Montana auf und interessiert sich seit ihrer Kindheit für Phantastisches. So studierte sie neben Geschichte auch Deutsch, denn ihre große Liebe gilt Burgen und Märchen. Neben erfolgreichen und preisgekrönten Fantasy-Romanen wie Drachenzauber und Rabenzauber widmet sie sich ihrer New York Times-Bestseller-Serie um Mercy Thompson. Nach mehreren Umzügen lebt die Bestsellerautorin heute gemeinsam mit ihrer Familie in Washington State.

PATRICIA BRIGGS



ZEICHEN  
DES  
SILBERS



Ein Mercy-Thompson-Roman

Deutsche Erstausgabe

WILHELM HEYNE VERLAG  
MÜNCHEN

Titel der amerikanischen Originalausgabe  
SILVER BOURNE  
Deutsche Übersetzung von Vanessa Lamatsch



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100  
Das für dieses Buch verwendete FSC®-zertifizierte Papier  
*Holmen Book Cream*  
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Deutsche Erstausgabe 02/2011  
Redaktion: Charlotte Lungstrass  
Copyright © 2010 by Hurog, Inc.  
Copyright © 2011 der deutschsprachigen Ausgabe by  
Wilhelm Heyne Verlag, München,  
in der Verlagsgruppe Random House GmbH  
Printed in Germany 2011  
Umschlaggestaltung: Animagic, Bielefeld  
Karte: Andreas Hancock  
Satz: Buch-Werkstatt GmbH, Bad Aibling  
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck

ISBN 978-3-453-52752-2

[www.heyne-magische-bestseller.de](http://www.heyne-magische-bestseller.de)

Für lang-leidende Lektoren, die niemals aus der Ruhe kommen, Ehemänner, die Pferde füttern, Kinder, die sich selbst zur Schule bringen und sich ihr Essen kochen, Tierärzte, die zu allen möglichen Tages- und Nachtzeiten panische Telefonanrufe entgegennehmen und alle anderen, die ihre Zeit, Talente und Energie einsetzen, um anderen zu helfen und da zu sein, wenn man sie braucht.

Vielen Dank.





**D**er Anlasser beschwerte sich lautstark, als er versuchte, den schweren Motor des alten Buick zu starten. Ich hatte ziemliches Mitleid mit ihm, denn ich wusste genau, wie es ist, außerhalb der eigenen Liga zu spielen. Ich bin eine Kojoten-Gestaltwandlerin in einer Welt von Werwölfen und Vampiren – zu behaupten, ich wäre unterlegen, war noch eine Untertreibung.

»Noch einmal«, wies ich Gabriel an, meinen siebzehnjährigen Bürochef, der auf dem Fahrersitz des Buicks seiner Mutter saß. Ich schnüffelte und wischte mir die Nase an der Schulter meines Arbeitsanzuges ab. Eine Triefnase gehörte im Winter einfach zur Arbeit dazu.

Ich liebe es, Mechaniker zu sein, trotz Triefnase, öliger Hände und allem anderen.

Es ist ein Leben voller Frustration und aufgeschürfter Knöchel, gefolgt von kurzen triumphierenden Momenten, welche die gesamte Mühe wert sind. Hier finde ich die Ruhe vor dem Chaos, zu dem mein Leben sich in letzter Zeit entwickelt hat: Es ist höchst unwahrscheinlich, dass jemand stirbt, wenn ich dieses Auto nicht reparieren kann.

Nicht mal, wenn es das Auto von Gabriels Mutter ist.

Es war ein kurzer Schultag, und Gabriel hatte seine Freizeit dazu verwendet, zu versuchen, das Auto seiner Mutter zu reparieren. Er hatte es geschafft, dass es nicht mehr nur schlecht, sondern gar nicht mehr lief. Dann hatte er einen Freund dazu gebracht, es zu mir zu schleppen, um zu sehen, ob ich es reparieren konnte.

Der Buick gab noch ein paar ungesunde Geräusche von sich. Ich trat von der offenen Motorhaube zurück. Benzin, Feuer und Luft bringen einen Motor zum Laufen – vorausgesetzt, der Motor war nicht tot.

»Er springt nicht an, Mercy«, sagte Gabriel, als hätte ich das nicht schon selbst bemerkt.

Seine eleganten, aber von der Arbeit rauen Hände umklammerten das Lenkrad. Auf seiner Wange war ein Schmierölfleck, und ein Auge war rot, weil er keine Schutzbrille angezogen hatte, als er unter das Auto gekrochen war. Als Belohnung dafür war ihm ein dicker Batzen Dreck – eine Mischung aus rostigem Metall und Öl – ins Auge gefallen.

Obwohl zwei große Standöfen ein wenig gegen die Kälte anbliesen, trugen wir beide Jacken. Man kann eine Werkstatt nicht wirklich warm halten, wenn man den ganzen Tag das Garagentor öffnet und schließt.

»Mercy, meine *mamá* muss in einer Stunde in der Arbeit sein.«

»Die gute Nachricht ist, dass ich nicht glaube, dass es an etwas liegt, was du getan hast.« Ich trat vom Motorraum zurück und suchte seinen panischen Blick. »Die schlechte Nachricht ist, dass der Wagen auch in einer Stunde nicht laufen wird. Die Geschworenen beraten noch, ob er jemals wieder auf die Straße kann.«



Er glitt aus dem Auto und lehnte sich unter die Motorhaube, als könnte er die kleine Lokomotive damit wie durch ein Wunder wieder zum Laufen bringen. Ich überließ ihn seinen Grübeleien und ging durch den kurzen Flur in mein Büro.

Hinter dem Tresen hing ein dreckiges, ehemals weißes Brett, an dem die Schlüssel der Autos hingen, an denen ich gerade arbeitete – und noch ein halbes Dutzend geheimnisvoller Schlüssel, die schon vor meiner Arbeit in der Werkstatt existiert hatten. Ich nahm mir einen Schlüsselbund, an dem ein quietschbuntes Peace-Zeichen hing, und trottete zurück in die Garage. Gabriel saß wieder hinter dem Lenkrad des Buicks und wirkte, als wäre ihm übel. Ich gab ihm durch das offene Fenster die Schlüssel.

»Nimm den Käfer«, sagte ich. »Sag deiner Mom, dass die Blinker nicht funktionieren und sie Handzeichen geben muss. Und erklär ihr auch, dass sie nicht zu fest am Lenkrad ziehen darf, weil es sonst abgeht.«

Seine Miene wurde störrisch.

»Schau«, sagte ich, bevor er ablehnen konnte, »es ist ja nicht so, als würde mich das irgendwas kosten. Es werden nicht alle Kinder reinpassen« – nicht, dass das beim Buick der Fall wäre; es waren wirklich viele Kinder –, »und die Heizung funktioniert auch nicht richtig. Aber er fährt, und ich benutze ihn nicht. Wir werden nach Feierabend am Buick arbeiten, bis er fertig ist, und diese Stunden kannst du dann bei mir abarbeiten.«

Ich war mir ziemlich sicher, dass der Motor schon auf dem Weg auf den großen Schrottplatz im Himmel war – und ich wusste, dass Sylvia, Gabriels Mutter, sich keinen neuen Motor leisten konnte, genauso wenig wie ein neues

Auto. Also würde ich mich an Zee wenden, meinen alten Mentor, damit er seine Magie wirkte. Echte Magie – an Zee war wenig Metaphorisches. Er war vom Feenvolk – ein Gremlin, dessen natürliches Element Metall war.

»Der Käfer ist dein Autoprojekt, Mercy.« Gabriels Protest war schwach.

Mein letztes Projektauto, ein Karmann Ghia, war verkauft. Mit meinem Anteil am Gewinn, den ich mir mit einem fantastischen Lackierer und einem Polsterer geteilt hatte, hatte ich einen Käfer von 1971 und einen VW-Bus Jahrgang 1965 gekauft. Ein bisschen war noch übrig geblieben. Der Bus war wunderschön und lief nicht; der Käfer hatte genau das gegenteilige Problem.

»Ich arbeite sowieso zuerst am Bus. Nimm die Schlüssel.«

Sein Gesicht wirkte plötzlich älter, als es hätte sein sollen. »Nur, wenn du erlaubst, dass die Mädchen jeden Samstag vorbeikommen und putzen, bis wir dir den Käfer zurückgeben.«

Ich bin nicht dämlich. Seine kleinen Schwestern wussten, wie man arbeitet – ich kam bei dieser Abmachung besser weg. »Geh und bring Sylvia das Auto, bevor sie zu spät kommt.«

»Ich komme danach zurück.«

»Es ist spät. Ich gehe nach Hause. Komm einfach morgen zur üblichen Zeit.«

Morgen war Samstag. Offiziell hatte die Werkstatt an den Wochenenden geschlossen, aber ein paar unvermeidliche Ausflüge, um Vampire zu jagen, hatten mein Konto belastet. Also hatte ich in letzter Zeit länger offen gehabt und auch am Wochenende gearbeitet, um ein bisschen zusätzliches Geld zu verdienen.

Der Kampf gegen das Böse macht nicht reich: Meiner Erfahrung nach war sogar das Gegenteil der Fall. Ich hoffte, dass ich mit Vampiren fertig war – der letzte Vorfall hatte mich fast umgebracht und langsam musste meine Glücksträhne mal enden; eine Frau, deren größtes Talent es war, dass sie sich in einen Kojoten verwandeln konnte, sollte nicht in der Oberliga mitspielen.

Ich schickte Gabriel auf den Weg und machte mich daran, die Werkstatt zu schließen. Garagentore zu, Heizung auf sechzehn Grad, Lichter aus. Kassenschublade in den Safe, meine Tasche auf die Schulter. Gerade, als ich die Hand nach dem letzten Lichtschalter ausstreckte, klingelte mein Handy.

»Mercy?« Es war Zees Sohn Tad, der mit einem vollen Stipendium auf eine Eliteuniversität im Osten ging. Das Feenvolk wurde als Minderheitengruppe angesehen, also hatten ihn seine Noten und sein offizieller Status als Halb-Feenvolk dorthin gebracht. Aber er hielt sich dort, weil er hart arbeitete.

»Hey, Tad. Was ist los?«

»Ich hatte gestern eine seltsame Nachricht auf meiner Mailbox. Hat Phin dir etwas gegeben?«

»Phin?«

»Phineas Brewster, der Kerl, zu dem ich dich geschickt habe, als die Polizei meinen Dad wegen Mordverdachts im Knast hatte und du Informationen über das Feenvolk brauchtest, um herauszufinden, wer den Mann wirklich umgebracht hatte.«

Ich brauchte eine Sekunde. »Der Kerl aus dem Buchladen? Er hat mir ein Buch geliehen.« Ich hatte schon länger vor, es ihm zurückzubringen. Nur ... wie oft bekam man

schon die Chance, ein Buch über das mysteriöse Feenvolk zu lesen, geschrieben von einem Angehörigen des Feenvolks selbst? Es war handgeschrieben, schwer zu entziffern, und ich kam nur langsam voran – und Phin hatte nicht so gewirkt, als wollte er es so schnell wie möglich zurückhaben. »Sag ihm, es tut mir leid, und ich werde es ihm heute Abend zurückbringen. Ich habe später noch ein Date, aber davor kann ich es noch vorbeibringen.«

Es folgte ein kurzes Schweigen. »Eigentlich hat er sich nicht gerade klar ausgedrückt, ob er es nun zurückhaben will oder nicht. Er hat nur gesagt: >Sag Mercy, sie soll gut auf dieses Ding aufpassen, das ich ihr gegeben habe.< Und jetzt kann ich ihn nicht mehr erreichen; sein Handy ist ausgeschaltet. Deswegen habe ich stattdessen dich angerufen.« Er gab ein angewidertes Geräusch von sich. »Die Sache ist die, Mercy: Er schaltet dieses verdammte Telefon nie aus. Er will immer sicher sein, dass seine Großmutter ihn erreichen kann.«

Großmutter? Vielleicht war Phin jünger, als ich gedacht hatte.

»Du machst dir Sorgen«, meinte ich.

Jetzt klang das Geräusch, das er erzeugte, eher peinlich berührt. »Ich weiß, ich weiß. Ich bin paranoid.«

»Kein Problem«, sagte ich. »Ich sollte es ihm sowieso zurückbringen. Aber wenn er nicht länger geöffnet hat als üblich, wird er auf keinen Fall mehr im Laden sein, wenn ich da ankomme. Hast du eine Privatadresse von ihm?«

Hatte er. Ich schrieb sie mir auf und beendete das Gespräch mit Beschwichtigungen. Als ich die Tür abschloss und die Alarmanlage aktivierte, schaute ich zu der versteckten Kamera hoch. Adam würde wahrscheinlich nicht zu-

schauen – wenn niemand einen Alarm auslöste, filmten die Kameras ziemlich selbsttätig und schickten die Bilder zur Aufzeichnung weiter. Trotzdem ... als ich auf mein Auto zuzuging, küsste ich meine Handfläche und blies einen Kuss in Richtung der winzigen Linse, die jede meiner Bewegungen beobachtete, und formte mit den Lippen noch ein »Bis heute Abend«.

Mein Liebhaber machte sich auch Sorgen darum, wie gut ein Kojote mit den Wölfen spielen konnte. Dass er ein Alpha-Werwolf war, sorgte dafür, dass er in seiner Sorge ein wenig zu sensibel war – und da er der Chef einer großen Sicherheitsfirma war, die für verschiedene Regierungsbehörden arbeitete, hatte er Zugang zu einer Menge Werkzeug, um seine beschützerischen Instinkte auszuleben. Ich war wütend über die Kameras gewesen, nachdem er sie frisch installiert hatte, aber inzwischen fand ich sie beruhigend. Eine Kojotin passt sich an; so überlebt sie.

\* \* \*

Phineas Brewster lebte im zweiten Stock eines neuen Wohnhauses mit Eigentumswohnungen in West Pasco. Es wirkte nicht wie der passende Wohnort für einen Sammler alter Bücher, aber vielleicht hatte er nach einem Arbeitstag genug von Staub, Schimmel und Moder und brauchte das zu Hause nicht auch noch.

Ich war schon auf halbem Weg zu dem Gebäude, bevor mir aufging, dass ich das Buch nicht mitgenommen hatte, als ich ausgestiegen war. Ich zögerte, entschied dann aber, es liegen zu lassen, wo es war – in ein Handtuch eingewickelt auf dem Rücksitz meines Golf. Das Handtuch sollte das Buch schützen – für den Fall, dass ich nicht alles Öl

von meinen Händen abbekommen hatte –, aber es war auch eine gute Tarnung gegen Mächtigen-Diebe, auch wenn das hier nicht besonders wahrscheinlich war.

Ich ging also in den zweiten Stock und klopfte an die Tür mit der Nummer 3 B. Nachdem ich bis zehn gezählt hatte, klingelte ich. Nichts. Ich klingelte noch einmal, und die Tür von 3 A öffnete sich.

»Er ist nicht da«, meinte eine schroffe Stimme.

Ich drehte mich um und entdeckte einen dünnen alten Mann. Er trug neue Jeans, ein Western-Hemd, alte Stiefel und eine Cowboy-Krawatte. Etwas – ich glaube, es waren die Stiefel – roch entfernt nach Pferden. Und dem Feenvolk.

»Ist er nicht?«

Offiziell sind alle Angehörige des Feenvolks geoutet, und das schon seit langer Zeit. Aber in Wahrheit haben die Grauen Lords sehr genau ausgesucht, von wem die Öffentlichkeit etwas erfahren hat und wer den Menschen vielleicht Angst einjagen würde – oder einfach nützlicher war, solange er sich noch als Mensch ausgab. Es gibt – zum Beispiel – ein paar Senatoren, die nicht geoutete Angehörige des Feenvolks sind. Nichts in der Verfassung erklärt es für illegal, dass jemand vom Feenvolk Senator ist, und die Grauen Lords wollen, dass es auch so bleibt.

Dieser Mann bemühte sich wirklich sehr, als Mensch durchzugehen; er würde es nicht zu schätzen wissen, wenn ich ihm klarmachte, dass ich ihn durchschaut hatte. Also behielt ich meine Entdeckung für mich.

Seine blassen Augen glitzerten, als er den Kopf schüttelte. »Nö, war den ganzen Tag nicht zu Hause.«

»Wissen Sie vielleicht, wo er ist?«

»Phin?« Der alte Mann lachte und zeigte dabei Zähne, die so weiß und gleichmäßig waren, dass sie falsch aussahen. Vielleicht waren sie es auch. »Also, nun. Er verbringt die meiste Zeit in seinem Laden. Manchmal auch die Nächte.«

»War er letzte Nacht hier?«, fragte ich.

Er schaute zu mir auf und grinste. »Nö. Der doch nicht. Vielleicht hat er irgendeine Bibliothek aufgekauft und bleibt so lange im Laden, bis er alles katalogisiert hat. Das tut er manchmal.« Phins Nachbar starrte in den Himmel, um die Zeit abzuschätzen. »Er geht dann nicht mehr an die Tür. Verkriecht sich in seinem Keller und kann nichts mehr hören. Am besten warten Sie und schauen morgen früh mal im Laden vorbei.«

Ich schaute auf die Uhr. Ich musste nach Hause und mich für mein Date mit Adam fertig machen.

»Wenn Sie etwas für ihn haben«, sagte der alte Mann, und seine Augen waren klar wie der Himmel, »können Sie es gerne bei mir lassen.«

Das Feenvolk lügt nicht. Ich hatte gedacht, dass sie nicht lügen können, aber das Buch, das ich mir geliehen hatte, machte ziemlich deutlich, dass dabei andere Faktoren eine Rolle spielen. Phins Nachbar hatte nicht gesagt, dass Phin im Laden arbeitete. Er hatte gesagt, dass es vielleicht so war. Meine Instinkte schrien ziemlich laut, und ich musste mich anstrengen, um weiter ungezwungen zu wirken.

»Ich wollte nur mal nach ihm schauen«, sagte ich, und das war auch die Wahrheit. »Sein Telefon ist ausgeschaltet, und ich habe mir Sorgen um ihn gemacht.« Dann wagte ich etwas. »Er hat bis jetzt keinen Nachbarn erwähnt – sind Sie neu eingezogen?«

Er sagte: »Vor nicht allzu langer Zeit«, dann wechselte

er das Thema. »Vielleicht hat er sein Ladegerät vergessen. Haben Sie es schon im Laden versucht?«

»Ich habe nur eine Nummer von ihm«, erklärte ich dem Mann. »Ich glaube, das war sein Handy.«

»Wenn Sie Ihren Namen hinterlassen, dann erzähle ich ihm, dass Sie vorbeigeschaut haben.«

Ich ließ mein freundliches Lächeln noch breiter werden. »Kein Problem. Ich finde ihn schon selbst. Gut zu wissen, dass er Nachbarn hat, die auf ihn aufpassen.« Ich dankte ihm nicht – einem vom Feenvolk zu danken, hieß, dass sie das Gefühl hatten, man stünde in ihrer Schuld. Und in der Schuld des Feenvolks zu stehen ist ziemlich übel. Stattdessen winkte ich ihm nur vom Fuß der Treppe aus freundlich zu.

Er versuchte nicht, mich aufzuhalten, aber er beobachtete mich den gesamten Weg bis zu meinem Auto. Ich fuhr außer Sichtweite, dann hielt ich am Straßenrand an und rief Tad an.

»Hallo«, sagte seine Stimme. »Das ist mein Anrufbeantworter. Vielleicht lerne ich gerade; vielleicht habe ich aber auch nur Spaß. Hinterlassen Sie Ihren Namen und Ihre Nummer, und ich rufe Sie vielleicht zurück.«

»Hey«, erklärte ich Tads Anrufbeantworter. »Hier ist Mercy. Phin war nicht zu Hause.« Ich zögerte. In der Sicherheit meines Autos hatte ich das Gefühl, dass ich in Bezug auf den Nachbarn vielleicht ein wenig überreagiert hatte. Je besser man das Feenvolk kennenlernt, umso angsteinflößender wird es. Aber wahrscheinlich war er harmlos. Oder war wirklich gefährlich – hatte aber nichts mit Phin zu tun.

Also sagte ich: »Habe Phins Nachbarn getroffen – der zum Feenvolk gehört. Er hat mir vorgeschlagen, im La-



den anzurufen. Hast du die Nummer des Ladens? Hast du schon versucht, ihn dort zu erreichen? Ich werde weiter nach ihm Ausschau halten.«

Ich legte auf, legte den Gang ein und fuhr mit der festen Absicht los, nach Hause zu fahren. Aber irgendwie fand ich mich dann auf der Schnellstraße in Richtung Richland wieder statt Richtung Finley.

Phins mysteriöser Anruf bei Tad und der Verdacht, den ich in Bezug auf Phins Nachbarn hatte, machten mich nervös. Ich sagte mir selbst, dass es bis zu Phins Buchladen nicht weit war. Es würde nicht schaden, kurz vorbeizufahren. Tad hing auf der andere Seite des Landes fest, und er machte sich Sorgen.

Das Uptown ist ein Einkaufszentrum und Richlands älteste Shoppingmeile. Anders als die neueren, schickeren Nachfolger wirkte Uptown, als hätte jemand ein paar Dutzend Läden verschiedenster Art und Größe genommen, sie alle zusammengestopft und dann einen Parkplatz drum herum gebaut.

Hier findet man die Art von Läden, die in den größeren Einkaufszentren in Kennewick nicht florieren würden: Restaurants, die nicht zu einer Kette gehören, mehrere Antiquitätenläden (mit viel Müll im Angebot), ein paar Secondhandshops für Kleidung, einen Musikladen, einen Doughnut-Bäcker, eine oder zwei Bars und mehrere Läden, die man am besten mit dem Wort »ausgefallen« beschrieb.

Phins Buchladen lag am Südende vom Uptown. Die großen Fenster waren getönt, um die Bücher vor der Sonneneinstrahlung zu schützen. Goldene Lettern auf dem größten Fenster erklärten: Brewsters Bibliothek, gebrauchte Bücher und Sammlerstücke.

Ich konnte kein Licht hinter den Scheiben sehen, und die Tür war verschlossen. Ich legte mein Ohr ans Glas und lauschte.

In meiner menschlichen Form habe ich immer noch ein herausragendes Hörvermögen, nicht ganz so gut wie als Kojote, aber immer noch scharf genug, um festzustellen, dass sich im Laden nichts bewegte. Ich klopfte, aber niemand antwortete.

Rechts neben der Tür hing ein Schild mit den Öffnungszeiten im Fenster: Dienstag bis Samstag zehn Uhr bis sechs Uhr. Sonntag und Montag nur nach Vereinbarung. Die Telefonnummer darunter war die, die ich schon hatte. Sechs Uhr war schon vorbei.

Ich klopfte noch ein letztes Mal an die Tür, dann schaute ich wieder auf die Uhr. Wenn ich etwas zu schnell fuhr, dann hätte ich vielleicht noch zehn Minuten, bevor der Wolf vor meiner Tür stand.

\*\*\*

Das Auto meines Mitbewohners stand in der Einfahrt und schien sich neben dem großen Wohnwagen von 1978, in dem ich lebte, richtig wohlfühlen. Sehr teure Autos beeinflussen, wie echte Kunstwerke, die Umgebung um sich herum und formen sie. Einfach, in dem es da war, sorgte sein Auto dafür, dass mein Heim vornehm wirkte – egal, wie das Haus selbst aussah.

Samuel hatte dieselbe Gabe, nie fehl am Platz zu wirken, sich immer anzupassen, während er gleichzeitig das Gefühl vermittelte, er wäre jemand Besonderes, jemand Wichtiges. Instinktiv mochten ihn die Leute und vertrauten ihm. Das half ihm in seinem Beruf als Arzt, aber ich neigte zu der An-

sicht, dass es ihm als Mann ein wenig zu sehr half. Er war zu sehr daran gewöhnt, das zu bekommen, was er wollte. Und wenn sein Charme es nicht rausriss, dann setzte er sein taktisches Denken ein, das selbst Rommel Ehre gemacht hätte.

Daher auch sein Leben als mein Mitbewohner.

Ich hatte eine Weile gebraucht, um mir darüber klarzuwerden, warum er wirklich bei mir eingezogen war: Samuel brauchte ein Rudel. Werwölfe schlugen sich allein nicht besonders gut, besonders nicht alte Wölfe. Und Samuel war ein sehr alter Wolf. Alt und dominant. In jedem Rudel außer dem seines Vaters wäre er der Alpha. Sein Vater war Bran, der Marrok, der größte Überwolf von allen.

Samuel war Arzt, und das war mehr als genug Verantwortung für ihn. Er wollte nicht Alpha sein; er wollte aber auch nicht im Rudel seines Vaters bleiben.

So lebte er als einsamer Wolf mit mir zusammen im Territorium des Columbia Basin Rudels, ohne Teil davon zu sein. Ich war kein Werwolf, aber ich war auch kein hilfloser Mensch. Ich war im Rudel seines Vaters aufgewachsen, und damit gehörte ich schon fast zur Familie. Bis jetzt hatten er und Adam, der Alpha des örtlichen Rudels – und mein Partner –, sich nicht gegenseitig umgebracht. Ich hoffte inständig, dass das auch weiterhin nicht passieren würde.

»Samuel?«, rief ich, als ich ins Haus eilte. »Samuel?«

Er antwortete nicht, aber ich konnte ihn riechen. Der charakteristische Geruch von Werwolf war zu stark, um nur ein Nachhall zu sein. Ich joggte den schmalen Flur entlang zu seinem Zimmer und klopfte leise an die geschlossene Tür.

Es sah ihm nicht ähnlich, mich nicht zu begrüßen, wenn ich nach Hause kam.

Ich machte mir so große Sorgen um Samuel, dass ich mir langsam schon paranoid vorkam. Etwas stimmte nicht mit ihm. Er war beschädigt, funktionierte aber noch – so sah ich es zumindest. Darunter lag eine Depression, die mit den Monaten weder besser noch schlimmer zu werden schien. Sein Vater vermutete schon, dass etwas nicht stimmte, und ich war mir ziemlich sicher, dass Samuel bei mir und nicht in seinem eigenen Haus in Montana lebte, weil er nicht wollte, dass sein Vater erfuhr, wie schlecht es ihm wirklich ging.

Samuel öffnete die Tür und sah aus wie immer, groß und langgliedrig: attraktiv, wie die meisten Werwölfe es sind, egal, welchen Knochenbau sie haben. Perfekte Gesundheit, dauerhafte Jugend und viele Muskeln sind so ziemlich die Patentformel für gutes Aussehen.

»Sie haben geläutet?«, fragte er in einer ausdruckslosen Imitation von Lurch, wobei seine Stimme tiefer war, als ich es je zuvor gehört hatte. Wir hatten uns gestern Abend im Fernsehen einen Addams-Family-Marathon angeschaut. Wenn er Witze machte, dann war alles in Ordnung. Selbst wenn er mir nicht direkt in die Augen sah, so als würde er sich Sorgen machen, was ich darin lesen könnte.

Eine schnurrende Medea lag auf einer seiner Schultern ausgestreckt. Meine kleine Manx-Katze schenkte mir aus halb zugekniffenen Augen einen glücklichen Blick, während er sie streichelte. Als seine Hand über ihren Rücken glitt, bohrte sie ihm die hinteren Krallen in die Schulter und streckte ihren schwanzlosen Hintern in die Luft.

»Au«, sagte er und versuchte, sie von sich zu lösen, aber sie hatte ihre Krallen durch sein altes Flanellhemd gegraben und hing fester an ihm als ein Klettverschluss – und wahrscheinlich um einiges schmerzhafter.

»Ähm«, meinte ich und bemühte mich, nicht zu lachen. »Adam und ich gehen heute Abend aus. Du musst also allein zu Abend essen. Ich habe es nicht in den Supermarkt geschafft, also ist nicht wirklich viel da.«

Er hatte mir den Rücken zugewandt und lehnte sich über das Bett, damit die Katze, wenn er sie denn lösen konnte, nicht so weit fallen würde.

»Okay«, sagte er. »Aua, Katze. Weißt du nicht, dass ich dich mit einem Bissen verschlingen könnte? Und bei dir würde mir nicht mal – aua – ein Schwanz aus dem Maul hängen.«

Ich überließ die beiden sich selbst und eilte in mein Zimmer. Mein Handy klingelte, noch bevor ich die Tür erreicht hatte.

»Mercy, er ist auf dem Weg, und ich habe Informationen für dich«, erklang die Stimme von Adams Teenager-Tochter an meinem Ohr.

»Hey, Jesse. Wo geht's heute Abend hin?«

Als ich an Adam dachte, konnte ich seine Erwartung spüren, und auch das glatte Leder unter seiner Hand – weil Adam nicht nur mein Geliebter war; er war mein Gefährte.

In der Welt der Werwölfe bedeutete das für jedes verbundene Paar etwas anderes. Wir waren nicht nur durch Liebe aneinandergebunden, sondern auch durch Magie. Ich habe erfahren, dass manche gebundenen Paare kaum einen Unterschied merken ... und andere fast an der Hüfte zusammenwachsen. Bah. Glücklicherweise waren Adam und ich irgendwo in der Mitte. Zumindest meistens.

Wir hatten die magische Schaltung zwischen uns überladen, als wir unsere Bindung zum ersten Mal besiegelt hat-

ten. Seitdem war das Band zwischen uns eher launisch – für ein paar Stunden flackerte es, mal an, mal aus, dann verschwand es für Tage fast vollkommen. Beunruhigend. Ich ging davon aus, dass ich mich bereits an die Verbindung zu Adam gewöhnt hätte, wenn sie dauerhaft wäre. Adam hatte mir versichert, dass es so eigentlich sein sollte. So wie es war, hatte es die Tendenz, mich zu überrumpeln.

Ich fühlte, wie das Lenkrad unter Adams Händen vibrierte, als er den Wagen startete, dann war er verschwunden. Ich blieb in meiner Mechaniker-Kleidung zurück, mit seiner Tochter am Telefon.

»Bowling«, sagte sie.

»Danke, Mädels«, meinte ich. »Ich werde dir ein Eis mitbringen. Muss jetzt duschen.«

»Du schuldest mir fünf Dollar, aber ein Eis kann nicht schaden«, erklärte sie mir mit einer söldnerartigen Bestimmtheit, die ich respektieren konnte. »Und du solltest besser schnell duschen.«

Adam und ich hatten ein Spiel entwickelt. Für mich fühlte es sich an, als würde sein Wolf mit mir spielen: Ein einfaches Spiel ohne Verlierer war ein Wolfsspiel, etwas, das sie mit denen taten, die sie liebten. Es passierte nicht oft mit dem gesamten Rudel, aber in kleineren Gruppen schon.

Mein Gefährte sagte mir nicht, wo wir hingehen würden – so dass es an mir war, mit allen möglichen Mitteln seine Pläne auszuspionieren. Es war ein deutliches Zeichen seines Respekts, dass er davon ausging, dass ich Erfolg haben würde.

Heute Nacht hatte ich seine Tochter bestochen, mich anzurufen und mir alles zu erzählen, was sie wusste ... Selbst wenn es nur eine Beschreibung seiner Kleidung beim Ver-

lassen des Hauses war. Dann wäre ich passend angezogen – obwohl ich überrascht tun würde, dass wir so gut zueinanderpassten, wenn ich doch keine Ahnung hatte, wohin er gehen wollte.

Ein Flirt-Spiel, aber auch ein Spiel, das uns beide von den Gründen ablenkte, warum wir uns immer noch zu Verabredungen trafen statt als Gefährten zusammenzuleben. Seinem Rudel gefiel es nicht, dass seine Gefährtin eine Kojoten-Gestaltwandlerin war. Werwölfe sind noch schlechter als ihre normalen Wolfsverwandten, wenn es darum geht, ein Territorium mit anderen Raubtieren zu teilen. Aber sie hatten lange Zeit gehabt, um sich an den Gedanken zu gewöhnen, und überwiegend hatten sie sich damit abgefunden – bis Adam mich auch noch ins Rudel geholt hatte. Es hätte nicht möglich sein sollen. Ich hatte noch nie von einem Nicht-Werwolf gehört, der Teil des Rudels geworden war.

Ich legte Kleidung heraus und sprang unter die Dusche. Der Duschkopf hing niedrig, also war es kein größeres Problem, meine Zöpfe aus dem Wasserstrahl zu halten, während ich mir mit einem Bimsstein und Seife die Hände abrieb. Ich hatte sie schon gewaschen, aber jedes bisschen half. Eine Menge Dreck war schon eingezogen, und meine Hände würden niemals aussehen wie die eines Models.

Als ich in ein Handtuch gewickelt aus dem Bad kam, konnte ich Stimmen im Wohnzimmer hören. Samuel und Adam sprachen absichtlich so leise, dass ich ihre Worte nicht verstehen konnte, aber es klang nicht so, als gäbe es Spannungen. Sie mochten sich eigentlich ganz gern, aber Adam war der Alpha und Samuel ein einsamer Wolf, der dominanter war als er. Manchmal gab es Schwierigkeiten,



Patricia Briggs

### **Zeichen des Silbers**

Mercy Thompson 5  
Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Taschenbuch, Broschur, 400 Seiten, 11,8 x 18,7 cm  
ISBN: 978-3-453-52752-2

Heyne

Erscheinungstermin: Januar 2011

Platz 1 der New York Times- Bestsellerliste

Mercy Thompson, stolze Besitzerin einer kleinen Autowerkstatt und Walkerin, ist längst nicht allen übernatürlichen Geschöpfen ihrer gefährlichen Welt gewachsen. Das bekommt sie schmerzhaft zu spüren, als sie ein mächtiges Buch, eine Leihgabe des Feenvolks, zu spät zurückgibt. Denn das Buch enthält geheimes Wissen, das die Feen um jeden Preis schützen wollen. Selbst wenn es Mercys Leben kostet ...

 [Der Titel im Katalog](#)